

Gedanken zu Leben und Tod

Entwurf für ein Interview von Friedl Jary mit P.P.Wiplinger für ORF/Radio International, Wien 1981

Leben und Tod, Tag und Nacht sind begriffliche Gegensätze, die wir als solche aufgestellt haben, sie sind aber keine Gegensätze in der Existenz des Menschen, des Seienden überhaupt. Leben und Tod sind die einander unabdingbare Ergänzung zum Ganzen. Das Leben geht nicht in den Tod über. Es gibt eine Grenze zwischen beiden, es gibt die Endgültigkeit des Todes, aber dieser ist bereits zu Beginn in unser Leben hineingelegt und mit ihm verbunden. Zu Frage oder Feststellung der Tod ist ein Weg zu neuem Leben" oder - um einen Ausspruch meines Bruders, der mit 22 Jahren in den Lienzer Dolomiten tödlich verunglückt, nämlich abgestürzt ist, zu zitieren: „Der Tod ist das Tor zum Leben“ - das ist eine Frage des Glaubens und keine Angelegenheit einer empirischen Lebenserfahrung. Wie schon angeführt, ist diese Erkenntnis, diese Überzeugung, sowohl eine aus dem Glaube als auch das Ergebnis eines langen Denkprozesse. Ausgelöst kann ein solcher Denkprozeß durch eine persönliche Schicksalserfahrung werden. Diese Einstellung zum Tod ist keine Philosophie, die auf Dialektik gegründet ist, sondern nur das Einsehen von Zusammenhängen, unabhängig von uns, von unserem Denken, Meinen und Glauben, existierend ein Einsehen, zu dem jeder Mensch kommen sollte, weil dieses Einsehen für jeden Menschen bestimmt ist; ich würde es als das Erreichen einer persönlichen Reife bezeichnen.

Das Land meiner Kindheit (das Mühlviertel) spielt eine formende Rolle, sowohl was die Entwicklung meiner Person als auch was mein Schreiben betrifft; die Themen, die dichterisch gestalte und natürlich auch oder vor allem - die Form, in der ich das tue. Das Markenzeichen, wenn man so sagen darf, für Wiplingers Lyrik, so höre ich es jedenfalls immer wieder und so finde ich es da und dort geschrieben, ist seine epigrammatische Kürze, die Reduktion auf ein Minimum von Sprachzeichen, mit und in denen ein Maximum an Information, Gefühl, Mitteilung und Gedankenaustausch vermittelt werden kann. Ich komme aus dem nördlichen Mühlviertel, wie wir sagen aus dem „Oberen Mühlviertel“. Das Bundesland Oberösterreich tut dabei überhaupt nichts zur Sache, weil ich Territorien von politischen oder verwaltungsmäßigen Bereichen eines Landes, eines Staates, ja den Staat überhaupt nur als Ergebnis einer historischen Entwicklung, um nicht zu sagen: als Ergebnis der Willkür des Menschen - und damit meine ich natürlich die Herrschenden - ansehe. Wichtig ist die Landschaft, sind ihre Zeichen, ist ihre Beschaffenheit, ihr Einfluß auf den Menschen, ihre direkte und indirekte Einwirkung. Diese Landschaft, das Mühlviertel - oder um es mir entsprechend - noch mehr einzugrenzen: ist es dieser Wald, diese Wiese, dieses Flußtal, der Nebel, der Himmel, das Klima, sind es die Jahreszeiten und die Blumen oder die Kälte und der Schnee. Das alles formt die Menschen durch Jahrhunderte, formt einen „Menschenschlag“, wie wir es oben nennen. Und das alles formt den Einzelnen in seiner Kindheit und von Beginn seiner Kindheit an, und das begleitet und bestimmt ihn, wenn er die Wurzeln seiner Herkunft und seines Ursprungs nicht verliert, ein Leben lang.

Unter aktiver *Dramatik der Natur* könnte ich mir vorstellen, daß das im persönlichen Schicksal jedes Einzelnen zum Tragen kommt, der in diese Landschaft hineingeboren worden ist, sowie im Lebensablauf jener Menschen, die in einer solchen Landschaft wohnen und dort beheimatet sind. Dieses Land, eingengt durch die natürlichen Grenzen von Moldau und Donau, von Großer, Kleiner und Steirner Mühl durchschnitten, aber vor allem eingengt durch die willkürlichen und zwanghaften Grenzen, die die Staaten - und damit meine ich nicht die Völker, sondern die Regierungen und die Regime - seit eh und je und bis heute aufgerichtet haben. Grenzen, die nicht nur durch Stacheldraht und Minenfelder markiert sind, sondern durch den Haß, der in die Völker ausgesät wird. Die eine Grenze (zur Tschechoslowakei) ist von meinem Heimatort zwei Kilometer entfernt und unüberschreitbar, die andere Grenze (zur Bundesrepublik Deutschland) ist etwa achtzehn Kilometer entfernt; aber auch an ihr gibt es einen

Schlagbaum, gibt es Grenzposten, gibt es Schäferhunde, gibt es Paßkontrollen, gibt es Nötigung zur Auskunft von woher man kommt und wohin man gehen will, gibt es Mißtrauen und Restriktionen. Die Grenze, das Erlebnis der Grenze, der Begrenzung - der 1977 von mir in New York erschienene Gedichtband heißt *Borders /Grenzen* - ist zum wesentlichen Erlebnis in meinem Leben geworden. Ich habe in meinem bisherigen Leben schon viele Grenzen überschritten, aber ich habe sie nie wirklich überwunden. Noch einmal zur Landschaft: Diese Landschaft ist geprägt durch ein in sich ruhendes Schweigen. Und von dem sind auch die Menschen geprägt, so leben und so sterben sie; von Anbeginn an immer in sich selber eingeschlossen, verschlossen und schweigend.

Ich wurde 1939 in Haslach geboren, zu einem Zeitpunkt, als Adolf Hitler und die Deutsche Wehrmacht schon in Österreich einmarschiert waren, dann die Tschechoslowakei okkupierten und in Polen einfielen, als dort der Krieg begann. Und das übrige Europa sowie die gesamte Welt darauf nicht sogleich entschieden reagierte. Von Anfang an waren für diese und für die kommende Zeit zwei Signaturen für mich sichtbar und maßgebend: Die der Gewalt und die der Feigheit. Ich zähle mich bewußt - so absurd das klingen mag, wenn man retrospektiv von einem drei- bis sechsjährigen Kind spricht - zur Kriegsgeneration. Vielleicht bin ich ein Angehöriger dieser Generation nicht so sehr durch Geburt zu einem bestimmten, eben zu jenem Zeitpunkt, geworden, sondern erst später. Mit Sicherheit zum Zeitpunkt meines Besuches 1965 im ehemaligen KZ Mauthausen, als ich auf einer Mopedfahrt durch Zufall vor einem Gewitter dort Unterschlupf suchte. Vielleicht bin ich es auch geworden durch den Anblick von Fotos, auf denen man die Leichenberge sah. Fotos, die ich in einem Buch gesehen hatte. Es gibt ein natürliches Leiden, weil das Leid ein unmittelbarer Bestandteil des Lebens ist; es gibt einen natürlich-kreatürlichen Tod, weil es kein Leben ohne den Tod gibt; aber es gibt auch ein Leid und ein Leiden und den Tod durch Gewalt. Und das sind keine bloß historischen Ereignisse, sondern da wirkt das Böse im Menschen. Gegen diese Gewalt versuche ich - so vermessen das auch klingen mag - anzuschreiben. Das war und ist meine Motivation und der Inhalt meines Schreibens, wie das in meinem Gedichtband *Borders/Grenzen* zum Ausdruck gebracht werden sollte und vielleicht auch wird. Ich weiß, daß dieses Dagegen-Anschreiben nichts hilft, nichts verändert, dem Ausmaß der Gewalt keinen Verlust zufügt. Ich bin aber davon überzeugt, und von dieser Überzeugung ist mein Schreiben und mein Leben geprägt, daß der, der Sprachvermögen hat, nicht sprachlos sein darf. Man muß sich zwischen die Gewalt und die Feigheit stellen und man muß jenen seine Stimme leihen, die nicht oder nicht mehr sprechen können. Dies ist auch eine Frage des Gewissens. Schweigen heißt mitschuldig werden: zu jeder Zeit und immer und überall.

Gewalt ist zunächst keine bloße Frage der Anwendung von Waffen. Gewalt ist nicht nur die Auswirkung, sondern die Intention einer Handlung des Menschen, sie liegt bereits in der Absicht. Gewalt ist das Streben nach alleiniger Macht, nach unverhältnismäßigem Reichtum und Besitz auf Kosten der Armut anderer, ist auch ein Besitzergreifen. Gewalt bedeutet Krieg, auf und zwischen Kontinenten, zwischen Völkern, aber auch zwischen zwei Menschen, oft vor allem dann, wenn sie sich einmal geliebt haben. Gewalt liegt auch im Willen zur gewaltsamen Veränderung einer anderen Person, deren Lebensbedingungen und Lebensformen, die ein Mensch dem anderen aufzwingen will oder eben aufzwingt. Gewalt bedeutet ungerechtfertigte Einflußnahme auf die Willensentscheidung eines anderen Menschen, einer Minderheit, eines Volkes, von anderen Staaten. Gewalt ist mit dem mißbräuchlichen Ausnutzen der schwächeren Position eines anderen verbunden. Gewalt ist nicht nur der begriffliche, sondern der existentielle Gegensatz von Respekt, Hilfe und Liebe.

Gewalt spielt aber auch in meinen Liebesgedichten eine gewisse Rolle, nämlich eine Gewalt in den Auseinandersetzungen miteinander und manchmal auch gegen sich selbst, aber auch die

Gewalt in Form von Zwängen durch die Gesellschaft, die Gesellschaftsmoral, die sich oft gegen eine Liebe stellt. Liebe hat nichts mit Bedürfnisbefriedigung zu tun. Gerade darin besteht ihre Verneinung und ihr Verlust. „Stark wie der Tod ist die Liebe“ heißt es im „Hohen Lied“ im Alten Testament, das ich dem Vorwort aus dem Buch „Der personal verstandene Tod“ meines 1973 schon mit 40 Jahren verstorbenen Bruders Fridolin entnehme. Die Liebe ist keine Frage von Bedürfnis oder bloßer Alltagspraxis des Lebens, sondern sie ist auch eine Angelegenheit der Glaubensfähigkeit und der Bereitschaft, sich ihr hinzugeben, sich möglicherweise sogar ihr unterzuordnen. Die Liebe ist auf jeden Fall kein Spiel - im Gegensatz zum bekannten Schlagertext, „Die Liebe ist ein seltsames Spiel“. Lieben heißt, sich wagnishaft und in Akzeptanz der vorhandenen, aber auch der oft nicht absehbaren Risiken sich zum ganzen und zum ganzheitlichen Ich des Anderen hin zu öffnen. Das bedeutet, sich auf ein Ganzes einzulassen und ausrichten; bestimmt von einer Einsicht in Leben und Tod.

Das Gedicht „Für mich selbst“ ist für mich zwar bezeichnend, aber nicht mehr bestimmend. Es geht mir um die Abstrahierung des Wortes“ bis zur kürzest-möglichen Form. Das ist ganz exakt die Formulierung der Erkenntnis bezüglich meiner formalen Gestaltung. Es gibt im nächsten Fotogedichtband, der den Titel „Abschiede“ haben wird, nur das einzige Thema Tod, Sterben, Zu-Ende-Gehen, eben den endgültigen Abschied. In diesem Buch befasste ich mich mit der Tabuisierung dieses Lebensbereiches, mit Sterben und Tod.

Zur Formensprache meiner Gedichte: Es sind meist nur (mehr) Zweizeiler in einem Vers eines Gedichtes und manchmal auch nur mehr zwei Worte in einer Zeile: Es geht mir also um äußerste Reduktion der Sprache und des Ausgesagten auf das Wesentliche. Ich setze auch die Form des Refrains als dramaturgisches Stilmittel ein, auch nach dem Vorbild des Volks- oder Kirchenliedes.

Ich will kein literarisches Stilmittel einer Sprache erschaffen, die am Verständigungsvermögen derer, die ich ansprechen will, vorbeigeht. Ich will, daß Sprache, daß meine Sprache, daß mein Gedicht sozial ist, daß jeder, der sich davon herausfordern läßt, etwas damit anfangen kann. Was das - wie oft in diesem Zusammenhang mir nachgesagt - mit japanischer Haiku-Dichtung zu tun hat, weiß ich nicht. Vielleicht so viel, daß zu jeder Zeit und in jedem Kulturkreis, in jedem Volk und in jedem Menschen ein elementares Ereignis wie Leben und Tod eben erfahren und in seiner Verarbeitung auch aus dem Gedicht erfahren werden kann.

Die Worte treiben dem Verstummen zu, das ist ihre natürliche Richtung ; von dorthin kommen sie auch. Alles ist eine Einheit: Leben und Tod, Werden und Vergehen, Lieben und Hassen, Tag und Nacht, Sommer und Winter. Alles ist ein Ganzes, sollte es jedenfalls sein.

Liebesgedichte

Ich schrieb und schreibe über Beziehungen, in denen die Liebe eine Rolle spielt, die von der Liebe - d.h. einer für mich vom Lieben und Geliebtwerden - oder von ihrer Negation bestimmt sind. Liebe als etwas Absolutes, Irrationales, das wesentlich bestimmt ist von einer Haltung des An-etwas-Glauben. Liebe - d h. ein aktives Seinsverhältnis zur Schöpfung, zum Leben. Liebe - d h. aber auch die Gefährdung durch Restriktion in einer Zeit und ihrer Gesellschaft. Es gibt nun einmal zerstörende Kräfte, das Böse. Das Böse sehe ich nicht (nur) als Folge einer abnormen psychischen Fehlentwicklung einer Person, einer Gesellschaft, einer Zeit, sondern ich sehe in ihm die Voraussetzung, den Ursprung.

Alle meine Liebesgedichte sind, auch wenn sie Empörung, Auflehnung oder Resignation, Antwortlosigkeit, Einsamkeit oder Trauer ausdrücken, so doch von einer Grundhaltung der Anteilnahme getragen und bestimmt, weil diese überhaupt meine Lebenseinstellung bestimmt. Ich spreche in meinen Liebesgedichten aber auch oft von einem späteren Zeitpunkt der Liebe. Ich schreibe von ihrer Gefährdung, von ihrem Erstarren, vom Scheitern und vom Ende einer Liebesbeziehung.

Liebe ist keine Frage eines Ideals, sondern die der Praktizierfähigkeit, die des Durchkommens oder die des Scheiterns; ist auch eine Frage der seelischen Kapazität eines Menschen, einer Gemeinschaft, einer Gesellschaft, einer Zeit. Liebe ist Anteilnahme am Ganzen, nicht Befriedigung von Teilbedürfnissen; das ist Egozentrik, Egoismus. Ich weiß, daß ich mich mit dieser Einstellung im Gegensatz zu herrschenden Meinungen befinde. Liebe hat nichts mit Idylle und Kitsch zu tun. Die Reduktion von Liebe auf Bedürfnisbefriedigung (Eitelkeit, Selbstwertgefühl etc.) ist der wesentlichste Teil der Selbstaufgabe des Menschen; ist - um in diesem geläufigen Jargon zu sprechen und um überhaupt noch verständlich zu sein um den Preis der Vereinfachung und Verzerrung eines Gedankens, eines Problems, eines Sinn- und Wertzusammenhanges im tiefsten Grunde und in all seinen Auswirkungen asozial.

Erinnerungsbilder: Nationalsozialismus - „Hitlerzeit“ - Krieg - „Zusammenbruch 1945“ -

BDM-Kindermädchen „Bertl“-Erziehung - Scheitelknien, Heil Hitler-Gruß der Volksschüler - jede Masse seither mir zutiefst zuwider - Fahnen - Propagandastimmen schreien aus Lautsprechern - Kriegsgefangene Russen - „Judensau“-Schmiererei auf dem Trottoir vor unserem Geschäft in Haslach - obwohl seit 400 Jahren Roanbauern - Pindeus? - Dummheit oder mehr (Mutter?) - die Nachrichten von Gefallenen - Requiem ohne einen Leichnam im Sarg - die Birkenkreuze - Gräber - die SS-Uniformen - der Gang der deutschen Soldaten - die Angst - das leise Sprechen - die Trennung einer Gemeinschaft in die Dafür- und in die (heimlich) Dagegen-Seienden, Angst - die Frage wofür - der Schopper-Loisl - debiles Kind vom Nazi-Morphinisten-Apotheker - Schutz durch den Gemeindefarmer Dr. Kaufmann (Annemarie) das Verschwinden von Personen -alles aber erst nach dem „Zusammenbruch“ kurz klar, dann Verdrängen, Vergessen, Schweigen darüber und davon. - „Zusammenbruch“ 1945 - letzter Einsatz (Ortsgruppen) - hölzerne Panzersperren -Verlassen des Elternhauses - Evakuierung - Unterbringung bei Bauern in Auberg, dort 40 Flüchtlinge, Schlafen im Heu.